

Schweizerisches Idiotikon : 115. u. 116. Heft

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **23 (1939)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das wär mer jiz no! Ungloublech! Wo sy Si eigtlech i d'Schuel gange, we me frage darf, Si guete Heer?

— He, z' Bärn. Weder ds Bärndütsch han-i nid i der Schuel glehrt, das chan-i süsch. Und uf Bärndütsch seit me „zwöü“ und „drüü“, „zwöühundert“ und „drüühundert“, u das verwächset niemer.

— Aber, du mini Güeti! mer sy doch hie im internationale Berkehr!

So so. Itz han-i geng gemeint, i red mit ere Bärnerer.

— He ja, das bin-i, aber i bi schließlech o ne gebildeti Frou und weiß, was d'Zit gschlage het. Apropos Zit: i mues jiz Schluß mache.

— Nume hübscheli, nume hübscheli!

Nei, pardon, aber i cha würklech nid warte, bis so-n-en eifachi Sach in so-n-e dicke Bärnersch . . . (stockt)

— Sägert nume Grind. I ma das scho verlyde. Und es wär guet, 's gäb meh derig.

Lassen wir die beiden ihre Unterhaltung allein zu Ende führen und stellen wir uns unparteiisch auf den Boden der Tatsachen. Das Telephonfräulein hat recht: es steht im internationalen Berkehr. Und schon im interkantonalen, ja schon im bernischen Berkehr hat man es mit Leuten zu tun, die kein „zwee, zwo, zwöü“ unterscheiden können, auch kein „drei und drüü“ und die nur „zwei und drei“ kennen. Aber auch der schwer belehrbare Berner hat recht, wenn er an seinem „zwee, zwo, zwöü“ festhält und findet, man brauche unter Deutschschweizern kein „zwo“ zur Verdeutschung von „zwei“. Die Mode ist in Deutschland angekommen, zuerst, wie man mir mitteilt, im Feldtelephonendienst der Artillerie, dann im Telephonverkehr überhaupt. Warum? Weil die Schriftsprache nur „zwei“ und „drei“ kennt und diese Wörter im Telephon, wo nur die Vokale deutlich klingen, leicht verwechselt werden. Immerhin, wenn jedermann deutlich auszusprechen sich Mühe gäbe, wären auch „zwei“ und „drei“ zu unterscheiden. *)

In den bodenständigen Mundarten der deutschen Schweiz, übrigens auch in vielen Mundarten Mittel- und Süddeutschlands sowie Österreichs, lebt die Zahl „zwei“ in drei nach dem Geschlecht verschiedenen Formen fort, bei uns als „zwee“ (männlich), „zwo“ (weiblich) und „zwöü“ (sächlich). Diese Unterscheidung ist uralt.

Gotisch: twai, twôs, twa.

Althochdeutsch: zwêne, zwâ (zwô), zwei.

Mittelhochdeutsch: zwêne, zwô, zwei.

Bis tief ins 16. Jahrhundert saß diese Unterscheidung nach dem Geschlecht noch fest. Luther schreibt noch: zween Söhne, zwo Töchter, zwei Weiber. Bei Herder sogar findet man: zwene seiner alten Diener, bei zwoen Personen; bei Klopstock (im Messias) steht der Genitiv von zwo: zwoer Federn. Selbst auf das sinnverwandte „beide“ haben die Formen „zwee“ und „zwo“ abgefärbt; bayrisch z. B. heißt es „bede, bode, baide“ und aus den Kinderliedchen kennt man

Joggeli, wottsch ga rite? uf alle boode Site?

Unsere Mundarten erweisen sich hier wieder einmal als die Bewahrerinnen eines germanischen Formenreichtums, den die Schriftsprachen längst verloren haben. Es gibt Gleichschaltungsgeister, denen dieser Reichtum nichts sagt, ja, die an seiner Zerstörung Freude haben. „Zwo“ als Telephonwort stört sie nicht, weil sie es nicht mehr als weibliche Sonderform empfinden. Für ihr Ohr ist „zwooundzwanzig“ direkt schön. D. v. G. (Aus dem „Bund“)

*) Wie die Erfahrung lehrt! Ich sage am Telephon regelmäßig „zwei“ und werde ebenso regelmäßig „korrigiert“ mit „zwo“, ein Beweis, daß ich regelmäßig — richtig verstanden werde, daß also „zwo“ gar nicht nötig ist. St.

Ein überaus reichhaltiges Kapitel bildet die Stube. Daß sie die Stätte des Familienlebens ist, beweist schon die (freilich wohl allmählich aussterbende) Redensart: „E Stube voll Ghind“ (oder: „Gose“). Beim Tode des ersten Kindes sagt man tröstend: „s ersti gstorbe, d'Stube voll worde“ (Wattwil). Die Gemütlichkeit spürt man heraus, wenn Emil Balmer erzählt von einem, der „am Abe i sir große, heitere u schön läferete Stube isch ghocket u es Pffisi groukt het“. v. Greyerz sagt von einer alten Frau, sie habe nach schweren Prüfungen „geng no Platz für anderi und isch wie-nen ufgrümti Stube mit Mejestöck a jedem Fenster“. Kehrt ein Mädchen die Stube dreimal rückwärts, so sitzt der Zukünftige da. Die Redensart „D' Stube ischt gwüschit“ bedeutet: Die Luft ist rein; darum heißt es auch in Bern: „We d'Stube nid g'wüschit isch, mues-mi d's Mul hüete“. Auf das Anklopfen antwortet man im Bernbiet und im Aargau statt mit dem hochdeutschen „Herein!“ mit: „I d'Stube!“ oder einfach „Stube!“. In der Ostschweiz (so bei Huggenberger) heißt man den Gast „Willkomm i d'Stube!“ (mit bemerkenswertem Wenfall). Schlimm ist's, wenn einer „im obere Stübli nid richtig“ ist. Das neben der Stube liegende Stübli dient als Schlafgemach des Eltern- oder Meisterpaars (daher bedeutet „im Stübli lige“ soviel wie die Meisterschaft im Hause üben), aber auch zu vertraulicher Aussprache und zum Abschluß von Geschäften. Im Stübli lieft des Miasli Gotthelf Großmutter dem Großvater, der sich auf dem Markt vergnügt hat, die Leuten, ebenso der Meisterbauer seinem Knecht Uli. Im Gasthof zu drei Königen in Basel gab es (1765) ein „Gnädigherrenstüblin“ und in Glattfelden bis vor Jahren eine „Wirtschaft zur Stube“ (dort muß über des grünen Heinrichs „Pergamentlein“ verhandelt worden sein). Sein Oberland ist dem Berner „D'Vistestube“. Das Gewand des vom Sonntagschoppen heimgekehrten Bauern „gaststübelet“. Der grüne Heinrich erzählt von Heidenstuben, höhlenartigen Vertiefungen am Laubberg bei Glattfelden, wo Zigeuner, die man früher auch Heiden zu nennen pflegte, Siedelungsspuren hinterlassen haben. Nach einer Aarauer Polizeiverordnung (um 1520) war das Würfelspiel nur auf der Herrenstube erlaubt. In Lichtensteig heißt das Gefängnis spöttisch Heiterstübli. Viel zu schaffen gaben den Behörden aus feuer- und sittenpolizeilichen Gründen die Chilt-, Kunkel-, Spinn-, Liecht-, Bad-, Nacht- und noch andere Stuben. Nebestübli heißt berndeutsch scherzhaft ein Kropf, Brunnstube im alten Zürcher Spital eine einem Brunnen benachbarte Gefangenzelle, allwo 1596 ein gewisser R. „von wegen synes ellenden ver-trunkenen . . . läbens und wandels“ ein paar Monate in Eisen gefangen gehalten wurde. Aus der gewöhnlichen Brunnenstube kommen da und dort die neugeborenen Kinder. Eine Zürcher Predigt von 1584 sagt, daß „im euangelio dise wält einer siechenstuben glych geachtet wird“. In Zürich wollten auch 1734 einige Eltern ihre Kinder nicht mehr zur Schule schicken; denn „der Gestank s. v. von den Hühneren, die man über Winter in den Schuelstuben habe, sene ein Ursach, daß ihre Kinder erkranken“. Was heute „Salon de coiffure“ heißt, hieß früher Scherstübli und der Tearoom Kaffistübli. In den Spinnstuben kamen die Frauen zum Spinnen zusammen; das Wort bezeichnet aber auch Zwangsarbeitsanstalten für liederliche Weibspersonen; 1730 wurden sogar „zwey Weiber von Zwenstimmen, die sich des Lehramts angemahget, in die Spinnstuben getan“. Trösterstübli hieß im St. Galler Rathaus die Armesünderzelle, wo

der zum Tode Verurteilte die letzten 24 Stunden in geistlicher Gesellschaft zubrachte, Schwitzstübli in Wartau scherzhaft das Steueramt und Zivilerstübli bei Josef Reinhart das Zivilstandsamt. Stubete ist das gemütliche Beisammensein in der Stube. 1688 ging eines aargauischen Untervogts Magd samt zwei Kindern zu einer als Hege verschrieenen Frau „zue Stubeten“ — kein Wunder, daß sie sich bei der Heimkehr „habend gar wüest erbrechen müessen“. Stubete kann aber gesellige Anlässe jeder Art bezeichnen, z. B. in den „Alpstubeten“. Auch mit diesen Stubeten hatten sich die Behörden vielfach zu befassen. In Valens soll ein Pfarrer, der sich auf einem nächtlichen Rundgang vergewissern wollte, ob seine Warnungen gefruchtet hätten, „gegüllet“ worden sein. Ein Zürcher Mandat von 1696 verbietet neuerdings „die sog. Wald-, Garten-, Weid- und Studenstubeten, darauß allerhand Sünden, Wuest und Laster erwachsen“. Es wimmelt von derartigen Verboten, besonders gegen die Liechtstubeten, aber ein Zürcher Visitationsbericht von 1650 erklärt die ständigen Mißerfolge damit, daß „die Geschwornen niemand erzürnen wöllend“. — Mehr als die Hälfte des 116. Hefes handelt vom Stechen. Aus diesem stachlichten Kapitel sei in unserer Republik nur das letzte Wort des Hefes erwähnt: der Chünigstecher, eine Spielkarte, mit der man den König stechen kann. Die Redensart „Chünigstecher düte“ bedeutet z. B. in Luzern: einem mit Augenzwinkern etwas andeuten, zuwinkeln.

Vom Bücherfisch.

Schwizer Schnabelweid mit dem Untertitel „e churzwylygi Heimedkund i Gschichte und Brichte us allne Kantön“ — so nennt sich die schöne Sammlung schweizerdeutscher Prosastücke, die Traugott Vogel herausgegeben und in den Dienst der Heimatpflege gestellt hat. „Das Buch ist gedacht als Beitrag zur näheren Kenntnis jener unsichtbaren Heimat, die durch kein Räderrollen hindurch vernehmbar ist und nur dem sich mitteilt, der stillezuhalten und hinzuhören die Gnade hat: hinzuhören auf die Herztöne eines Volkes, das seit Jahrhunderten seine Sprache bewahrt und in ihr ein gutes Teil seiner Sonderart gehütet hat.“ Aus dem Spiegel also unserer bodenständigen Sprache sollen wir unser eigenes Bild herauslesen und unseres Wesens gewiß werden. Das ist das eine. Das andere liegt in dem Glauben des Herausgebers, „daß mit dem Pflegen und Werthalten der mundartlichen Muttersprache zugleich der Grund bebaut und gedüngt werde, aus welchem pflanzenhaft die hochdeutsche Sprache sprießt, die uns mit dem Deutschen Reiche über alle Schranken hinweg mütterlich verbindet“.

In diesem großzügigen Sinne, der die Mundart als Nährboden der Schriftsprache erfaßt und ihr damit eine Bedeutung für das gemeindeutsche Schrifttum zuerkennt, ist diese Sammlung angelegt. Ihre nächste und hauptsächlichste Bestimmung aber ist, daß sie bei uns in Schule und Haus gelesen werde und die Freude an der Mannigfaltigkeit in der Einheit und der Einheit in der Mannigfaltigkeit unseres Volkstums wecke. Darum ist das Ganze nach Kantonen geordnet, nicht nach Dichternamen und Stoffgebieten. Der Leser soll Gelegenheit bekommen, sich in die Mundarten anderer Kantone hineinzulesen. Das wird ihm durch Worterklärungen am Schluß jeder Geschichte erleichtert, sowie durch eine im ganzen einheitliche, im einzelnen aber nicht streng durchgeführte Schreibweise, die ohne befremdliche Lautzeichen auskommt. Dem gründlichen Leser, den Lehrern vor allem, ist durch Quellenangaben und biographische Notizen über die verschiedenen Mundartdichter ein dankbar anzuerkennender Dienst geleistet. Der Hinweis auf andere lesenswerte Schriften

deselben Verfassers wird manchem erwünscht und nützlich sein. Es steckt viel Arbeit darin. Aber auch in der Auswahl der Lesestücke liegt viel verborgene Arbeit. Es lag dem Herausgeber weniger an der Ausgrabung und Auffrischung alter, vergessener Schriftwerke, als an der Auswahl des Besten und Brauchbarsten aus der Gegenwart. So hat seine Blumenlese keinen muffig gelehrten Herbariumsgeschmack, sondern den frischen Duft blühenden Lebens. Möge der Familientisch und die Schulstube etwas davon zu spüren bekommen! Möge das laute Vorlesen die tote Schrift beleben und die Gemüter durch gemeinsamen Genuß näher zusammenbringen!

Das schön gedruckte und gediegen ausgestattete Buch ist im Verlag H. R. Sauerländer & Co. erschienen, einem Verlag, der vor 133 Jahren von einem eingewanderten Frankfurter Bürger gegründet wurde und sich im Lauf der Jahrzehnte ganz besonders der schweizerischen Mundartdichtung angenommen hat; hierin dem bernischen Verlag A. Francke verwandt, dessen Seele Jahrzehnte lang ein eingewanderter Schleswig-Holsteiner war. Es ist nicht überflüssig, in der gegenwärtigen Verführung zum Deutschenhaß an das hohe Verdienst dieser Ausländer zu erinnern. D. v. G. „Bund“

Was unsere Welschen sagen zu unserer Mundart und zu unseren Fremdwörtern.

Aus der „Feuille d'avis“, Orbe, 7. 12. 38.

„On discute avec sérieux, avec passion même; les uns voulant garder le bon allemand qui maintient tout de même les relations aisées avec le monde d'Outre-Rhin, les autres luttant pour la promotion du „Schwyzerdütsch“ à la dignité d'expression orale et écrite de la pensée suisse. Nous ne saurions, nous autres Welsches, prendre part à ce fameux débat linguistique, d'autant moins que l'idiome populaire nous est encore plus étranger que l'allemand littéraire appris en nos bonnes écoles.“

En attendant l'issue, sans doute lointaine de ce tournoi pour ou contre le „Schwyzerdütsch“, nous constatons non sans quelque malice souriante, que l'allemand parlé et même écrit au-delà de la Sarine se voit pénétré de maintes expressions françaises ou latines déguisées avec gaucherie, estropiées même, mais combien reconnaissables. Nous en offrons ici un petit chapelet à l'usage des jeunes Vaudois ou Vaudoises expédiés chez les Confédérés dont ils doivent cahin-caha apprendre la double expression verbale. Voilà la polonaise pittoresque de ces mots, vraies fruites françaises au bleu germanique.

Kohärenz, démarche, æquivalent, prospérité, solennité, stupid (prononcez Schloupid!) appäll, distanziert, aktöre! qui jumelle avec liköre!, deroute, communiqué, mätresse, ce dernier vocable évoquant la Pompadour ou ses émules en galanterie, etc. etc.

En somme, pour nos petits Vaudois exilés en pays alémanique, il n'est que de savoir le français pour attraper aisément le sens de bien des locutions imprimées et prononcées chez nos aimables Confédérés.

C. D.“

Geschäftliches. Der heutigen Nummer liegt ein Flugblatt bei mit den Stimmen berühmter Schweizer zur Sprachreinheit (ein Sonderabdruck aus der Rundschau 1936). Weitere Abzüge liefert unentgeltlich die Geschäftsstelle Rüsnacht (Zürich). — Die Jährliche Rundschau 1938 erscheint nächstens.